

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 18

Artikel: Verzicht
Autor: Francés, José
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sterung: Hüte, Westen, Handtaschen werden zum Zeichen des Lobes in die Arena geworfen. Das schwarze Stierfell ist in Blut getaucht. Der Matador schwenkt die Muleta, das rote, um einen Stab gewickelte Tuch, aber das Tier geht nicht dagegen an; es senkt die Schnauze, beschnuppert die Erde und knickt auf die Knie der Vorderbeine. In dieser Stellung fährt ihm der Degen zwischen die Schulterblätter.

Banalität des Todes.

Noch vier Stiere flitzen durchs Tor, der letzte als größter und stärkster von allen. Es ist eine Stufenleiter von Kraft und Wildheit. Mit jedem neuen Tiere steigert sich auch die Erregung des Kampfes. Gleich bleibt sich nur das jedesmalige unerbittliche Ende. Die unfehlbare Regelmäßigkeit des Todes wird zur Banalität, zur Schlachthausangelegenheit ohne Mysterium und Rätsel. Der Tod läßt hier stumpf, er rührt an kein Herz; noch viel weniger als das: das Sterben

wird zur Schande. Wenn sie den leblosen Stier aus der Arena schleifen, erhebt sich ringsum verächtliches Pfeifen. Ehrevoller ist das Sterben der Pferde. Doch die schmale Ehre wird mit Grausen verdient. Wohl sind die armen alten Gäule in Leder gepanzert; sie dürfen geworfen, aber nicht verwundet werden. So hat es Primo de Rivera verordnet. Dolchspitze Hörner dringen aber auch durch Leder. Fünf Klepper werden aufgespießt und furchtbar hingemerkelt. Der letzte und wildeste der Stiere läßt gleich zwei auf sein Gewissen; er tut es zur Abwehr, aus Angst vor dem eigenen Tode. Wie durch Butter stößt sein Horn in die Pferdeleiber, Blut spritzt heraus und neßt den heißen Sand. Das ehrenvolle Sterben kürzt ein Dolchstich an die rechte Stelle.

Sechs Stiere und fünf Pferde sind gefallen: eine reiche Todesernte in zwei Stunden. Lohnt sich das? Der Sinn der Corrida? — Darüber nicht nachzudenken.

Verzicht.

Novelle von José Francés.

Bevor sein Diener ihn aufweckte, wurde Felipe Manzanares durch die Sonne aufgeweckt, deren Licht durch die Fensterläden des Balkons drang.

Er sprang aus dem Bett heraus und öffnete die Fenster. Die blendenden Strahlen trafen ihn mitten ins Gesicht, so daß er sich tastend in sein Bett zurückzog. Als er wieder unter der Decke lag, lächelte Felipe Manzanares dem jungen Tage zu.

Zugleich mit der Sonne war der helle Aprilmorgen ins Zimmer gezogen. Hinter den Glasscheiben hob sich, wie auf einem japanischen Druck, die bewegliche Silhouette eines weiß blühenden Zweiges ab. Der durchsichtige, blaue Himmel glich einem Smaragd. Man spürte, wie die Schwalben hin und her flogen, und empfand die innerste Freude, in den breiten Alleen mit dem knirschenden Sande lustzuwandeln, wo die jungen Zweige der Bäume Schatten spendeten.

Er dachte an so manchen längst verflungenen Aprilmorgen voll süßer Erinnerungen und mußte über sich selbst lachen, daß er sich plötzlich wieder jung fühlte. Nie war er mit gleicher Zuversicht aufgewacht, mit soviel Liebe zum Leben, das ihm die Tore zum Glück sperrweit offen riß.

Vielleicht war es die Feierlichkeit des Tages: das, was ihn heute Nachmittag im Hause seiner Braut erwartete, die so unschuldsvoll war und zu ihm Vertrauen wie zu einem Vater hegte.

Mit einemmale wurde er ernst. Wie zu einem Vater? Welch dummer Gedanke!

Aufrecht und stark stand er, der gereifte Mann, da, während er sich seinem fünfzigsten Lebensjahre näherte. Nie ließ er sich von Verweichlichung, nie von Wohlstand übermannen. Weise gab er sich bald den Vergnügungen, bald dem Rulte der Kraft hin. Er war stolz auf seine Muskeln, und in allen Sportgesellschaften las man seinen Namen zusammen mit denen kränklicher, schwacher Jünglinge, die den starken Mann, der sich so gut hielt, mit Bewunderung, aber auch mit Neid ansahen.

Es klopfte diskret an die Tür.

„Herein, Juan.“

Der Diener zeigte sich überrascht.

„Heute ist der Herr aber sehr früh aufgestanden.“

„Die Sonne ist daran schuld, Juan. Ein schöner Tag, was?“

„Ein blendender!“

„Ist das Bad schon fertig?“

„Ich wollte es gerade anmachen, als ich es so hell in Ihrem Zimmer sah und klopfte.“

„Richte es nur her. Geh.“

Während Juan das Bad füllte, gab Felipe Manzanares sich wieder den lockenden Träumen hin. Aus dem Nebenzimmer vernahm man das Geräusch der Bürste, die gegen den Marmor der Wanne fuhr. Dann hörte man das Wasser rauschen.

Felipe Manzanares dachte an seine Braut, Ninita Mendoza, die kaum zwanzig Jahre alt war, noch nichts von den Enttäuschungen des Lebens wußte und Felipe das Vertrauen entgegenbrachte, das aus der treuherzigen Ahnungslosigkeit ihrer jungen Jahre entsprang. Aber während es bei ihr mehr die Liebe eines Kindes war, war es bei ihm die entscheidende, kein Hindernis kennende Liebe, die sich wie ein Dolchstoß eingräbt. Ninita Mendozas Eltern gaben willig ihre Zustimmung; dachten sie doch mehr an das Vergnügen Felipe Manzanares, als an den gewaltigen Altersunterschied.

Ninita Mendoza selber suchte die Achseln. Lebenslustig, wie sie war, und durch das eitle Leben um sie herum verblendet, kam es ihr recht amüsant vor, einen Bräutigam zu besitzen, der sich mit ihrem Vater dukte, ihr aber trotzdem jugendfrischer vorkam als die Tänzer des Palace-Hotels und all die jungen Leute, die ihr im tadellosen Smoking während der Vorstellungen im Theater den Hof machten. Außerdem war er ein angenehmer Mensch, der ihr höchste Ehrerbietung entgegenbrachte. Wenn sie sich mit ihm unterhielt, hatte seine Redeweise manchmal etwas von der Plastik des Bildes, und bei anderen Gelegenheiten zerstreute sie wie eine sich rasch herunterlesende Erzählung. Und da Ninita Mendoza im Grunde (wiewohl sie es nicht wußte) geneigt war, sich von dem kurz dauernden Zauber eines Bildes oder eines Buches bewegen zu lassen, so nahm sie, wenn auch achselzuckend, Felipes Liebe entgegen.

*

Während Felipe Manzanares nach dem Bade frühstückte, plauderte er mit Juan. Sein optimistisches Wesen verleitete ihn, sich seinem Diener gegenüber manchmal menschlicher zu geben. Vor ihm lagen die Morgenzeitungen, die vielleicht schon unter der „Gesellschaftschronik“ seine bevorstehende Heirat mit Ninita Mendoza verkündeten. Aber Manzanares hatte keine Lust, zu lesen.

Die Sonne drang durch die geöffnete Tür in

den Garten und spiegelte sich im Kristall der Gläser, der Wasserflasche, der Butterdose mit dem Silberreif und in der Vase mit den eben geschnittenen Rosen wider.

„So einen prächtigen Morgen haben wir lange nicht gehabt, was, Juan? — So recht, um sich zu verlieben.“

Juan lächelte zustimmend. Es war ein großer, starker Bursche, der vor fünfundzwanzig Jahren in einem kleinen Dorfe der rauhen baskischen Berge geboren war. Er meinte:

„Lust könnte man schon bekommen, aber für mich ist das vorbei.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Na, ich hab' schon ein Mädchen gefunden.“

„Mit der du dich verheiraten möchtest?“

„Das will ich meinen... Aber jetzt...“

Ganz plötzlich wurde der Diener ernst.

„Was? Will sie dich nicht?“

„Sie schon, aber die Mutter... Da ich bereits seit drei Jahren aus dem Dorfe fort bin, möchte sie sie mit einem Alten verheiraten. Das heißt alt, wirklich alt ist er eigentlich nicht. So wie der Herr, zwischen vierzig und fünfzig. Er gehört zu den Reichsten im Dorf, und es wäre das erste Mal, daß er etwas, was er sich vorgenommen hat, nicht durchsetzt. Er ist alles, auch Schultheiß gewesen... Sie können sich denken, daß sie schließlich nachgeben wird! Sie ist so jung, noch keine zwanzig Jahre alt. Die hübschen Kleider, das viele Geld, das der Alte haben muß, werden sie schon umstimmen. Aber ich habe ihr gestern noch in einem Briefe geschrieben: Hast du je gesehen, daß die Ehe eines jungen Mädchens mit einem Alten gut ausfällt? Jedes Ding zu seiner Zeit, und es ist nicht gut, frische Rosen in ein Treibhaus zu verpflanzen... Meinen Sie nicht auch?“

„Ja, ja... Geh, nimm alles weg.“

„Essen Sie nicht mehr?“

„Nein, räum nur ab.“

Langsam, traurig verließ er den Speiseraum, trat in sein Zimmer, legte den Pyjama ab und begann, sich die Sachen anzuziehen, die Juan ihm zurecht gelegt hatte.

*

Im Klub schrieb er den Brief, nachdem er lange niedergeschlagen durch die sonnigen Straßen des Zentrums geschlendert war.

Juans Stimme ertönte in seinen Ohren: „Hast du je gesehen, daß die Ehe eines jungen Mädchens mit einem Alten gut ausfällt? Man soll keine frischen Rosen in ein Treibhaus ver-

pflanzen..." Und wenn er auch sein männliches, starkes Wesen mit dem verweichlichten Tun der eleganten Stüber verglich, und obwohl kein einziger seiner Altersgenossen die Zeit so kühn wie er herausforderte, so fühlte er sich doch der Zukunft gegenüber besiegt.

Er litt unter der Schmach seines verborgenen, aber unbestreitbaren Alters; er bereute bitter seine Träume und in dem Klub, wo er sich an eines der breiten Fenster hingeflüchtet hatte, durch die das Licht und der Lärm der Straße drangen, schrieb er an Ninita Mendoza einen Brief, der nichts von Liebe enthalten sollte und aus dem doch all die Bitternis seiner Liebe herausklang:

"Guten Tag, mein Goldkind. Weißt Du nicht, daß Du keinen Bräutigam mehr hast? Der Bräutigam ist weit fortgezogen und weilt jetzt im Märchenlande, wo eine seltsame Verwandlung mit ihm vorgegangen ist. Geblieben ist nur der alte Hausfreund, der Dir Klappern und Puppen kaufte und schließlich die verzeihliche Dummheit beging, Dir unter vier Augen zu sagen, daß Du hübsch bist, während er es doch, wie zuvor, vor aller Welt hätte sagen sollen.

Der Bräutigam wird in anderer Gestalt wiederkehren und, wenn nicht als Prinz, so doch als ein junger Mann deines Alters, und das ist auch schon etwas. Und auch der alte Freund, der jetzt fortgeht, wird wiederkommen, wenn für Deine Augen und Dein Herz hinreichend Zeit verflossen ist.

Vielleicht verstehst Du mich nicht ganz, aber wirst mich verstehen, wenn Dich das

Leben gelehrt hat, daß auch bei der heitersten Erzählung ein Auge vorkommt, welches Tränen vergießt: das des Dichters oder das der Frau, die sich beim Lesen an ein anderes, ähnliches Ereignis erinnert.

In unserer Erzählung kommt weder ein Dichter vor noch eine Frau, die sich erinnert. Ich kann keine Verse machen, und Deine Vergangenheit ist rein und schweigend; dafür aber haben wir einen Augenblick geträumt, daß die hübsche Geschichte Wirklichkeit werden könnte.

Wenn sie es nicht geworden ist, Geduld! Weder Du noch ich haben Schuld daran.

Leb wohl, Goldkind. Dir küßt achtungsvoll die Fingerspitzen Dein alter Freund

Felipe Manzanarez."

Er schloß den Umschlag, und bevor er es bereuen konnte, sandte er den Brief seiner Bestimmung entgegen.

*

Als er beim Verlassen des Klubs einen der Säle durchschritt, sah er sich in einem Spiegel, und seine Füße zitterten: Ganz plötzlich war die Glätte der Haut, der Glanz seiner Augen verschwunden...

Der, den der Spiegel wiedergab, war nicht mehr der rüstige, tatkräftige Felipe Manzanarez von kurz zuvor. Und als er sich so kläglich und dazu verurteilt sah, für immer auf Liebe und Glück zu verzichten, begriff er, daß er einen entscheidenden, nicht wieder gut zu machenden Schritt auf das Alter zu gemacht hatte.

Sommerbeginn.

Am Waldessaum, beim Wiesenrand
Bin ich ins Gras gesunken;
Seuduft und Waldbluft mengt sich hier,
Tauperlen blißen Funken.

Der Himmel wölbt sein lustig Dach,
Vom Tannenforst getragen,
Hoch in das endlos blaue Rund
Die grünen Wipfel ragen.

Die Lerche jauchzt im Aethermeer,
Die Amsel schluchzt im Walde,
Und drüben grünt das Nebenlaub
Schon an der sonnigen Halde.

Du stiller Ort am Waldessaum,
Umjauchzt, umblüht ohn' Ende:
Hier legt der Lenz die weiße Sand
In Sommers braune Hände.

Emil Hügli.